

# Der Kanon

**Perspektiven,  
Erweiterungen und  
Revisionen**

**Herausgegeben von  
Jürgen Struger**

MITTEILUNGEN DER ÖSTERREICHISCHEN GESELLSCHAFT FÜR GERMANISTIK 2007

**PRAESENS**

## **Der Kanon – Perspektiven, Erweiterungen und Revisionen**

# *Stimulus*

Mitteilungen der Österreichischen Gesellschaft für Germanistik 2007

# Der Kanon – Perspektiven, Erweiterungen und Revisionen

Tagung österreichischer und tschechischer  
Germanistinnen und Germanisten,  
Olmütz/Olomouc, 20.-23.9.2007

Herausgegeben von  
Jürgen Struger

**Praesens Verlag**

Literaturwissenschaft | Sprachwissenschaft | Musikwissenschaft | Kulturwissenschaft

Wien

**Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek**  
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation  
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische  
Daten sind im Internet über <<http://dnb.ddb.de>> abrufbar.

ISBN 978-3-7069-0494-0

Gedruckt mit Förderung des Bundesministeriums  
für Wissenschaft und Forschung in Wien

BMWF<sup>2</sup>

sowie mit Unterstützung des Forschungsrates der Alpen-Adria-Universität Klagenfurt  
aus den Förderungsmitteln der Stadt Klagenfurt

© Praesens Verlag  
<http://www.praesens.at>  
Wien 2008

Alle Rechte vorbehalten. Rechtsinhaber, die nicht ermittelt werden  
konnten, werden gebeten, sich an den Verlag zu wenden.

## Inhalt

Hubert Lengauer: Zur Tagung der Österreichischen  
Gesellschaft für Germanistik in Olmütz/Olomouc 9

Jürgen Struger: Editorial 11

Florian Kragl: Nachruf auf Alfred Ebenbauer (1945-2007)  
für die ÖGG-Tagung in Olmütz, 20.–23. September 2007 15

### **Grundätzliches, Theoretisches, Einleitendes**

Roland Duhamel: Der Kanon: Ballast oder Lesehilfe? 23

Clemens Ruthner: „Das Neue ist nicht zu vermeiden“.  
Der Literaturkanon zwischen Ästhetik und Kulturökonomie  
– eine Theorieskizze 31

Sigurd Paul Scheichl: „Shakespeare hat alles vorausgewußt“.  
Harold Blooms „Western Canon“ aus der Sicht  
eines österreichischen Germanisten 61

Eva Schörkhuber: Der Literaturnobelpreis als Mittel  
einer ‘universellen Kanonisierung’ 81

Christian Schacherreiter: Die Wiedergeburt des Kanons  
in Gestalt der Ranking-Liste 103

Jürgen Eder: Zu jung für den Kanon? Ab wann kommt  
neueste Literatur in den Kanon? 109

### **Drinnen, Draußen, Zentren und Peripherien**

Ruth Esterhammer: Heimat- und Frauenliteratur. Beobachtungen zu  
zwei Beispielen literarischer Etiketten und ihrer Kanonverträglichkeit 121

Evelyne Polt-Heinzl: Ein steiniger Weg – Wie und warum Literatur von Frauen besonders häufig die Verankerung im Kanon verfehlt	137
Anna Babka: „Sich in der Vorläufigkeit einrichten“ oder „In-side-out“. Postkoloniale Theorie und Queertheorie im Theorie- und Deutungskanon der Germanistischen Literaturwissenschaft	163
Marina Rauchenbacher: Kanonisierte Blicke. Zur Literarisierung Vincent van Goghs	177
Martin A. Hainz: Kanon – wem der Rohrstock schlägt. Zu Friedrich G. Klopstocks Position/Negation im Kanon	191
Dietmar Goltschnigg: Heines Ausschluss aus dem Kanon deutscher Literatur	203
Günther Stocker: Der Fall Federmann oder Wie man außerhalb des Kanons bleibt	225
Georg Pichler: Österreich auf Spanisch – Gibt es einen Kanon österreichischer Literatur in Spanien?	239
Michael Rohrwasser: Unser Kanon der Exilliteratur	251
Primus-Heinz Kucher: Ghetto-Literatur. Zwischen Kanon-Sehnsucht und Kanon-Ausschluss	271
Eva Höhn: Ingeborg Bachmann. Eine literaturhistorische Perspektive?	289

### **Mediävistik**

Manfred Kern: Tod, Text und Auto(r)-Kanonisierung. Am Beispiel von Walthers Nachruf auf Reinmar	301
Andrea Moshövel: Kanon und mhd. Märendichtung – Am Beispiel des <i>Mauritius von Craûn</i>	315

Johannes Keller: Mittelalterliche Kurzgeschichten zwischen Kanon und Ausgrenzung	335
Florian Kragl: Kanonische Autorität. Literaturexkurse und Dichterkataloge bei Rudolf von Ems	347
Kristýna Slámová: Wolframs <i>Parzival</i> . Dorsts <i>Merlin</i> . Ein Beitrag zum Diskurs Kanonisierung literarischer Texte	377

### **Sprachwissenschaft und Sprachdidaktik**

Lenka Vaňková: Deutsch als Sprache der Fachkommunikation in Böhmen und Mähren. Einige Anregungen zum Kanon der sprachgeschichtlichen Disziplinen	387
Alena Lejsková: Welche Linguistik sollte vermittelt werden?	399
Maria Winkler: Wissenschaftsgeschichte als Bestandteil des sprachwissenschaftlichen Kanons	411
Paul Rössler: Kanon diachron. Zur Periodisierung der deutschen Sprachgeschichte	421
Jürgen Struger: Sender? Empfänger? Gibt es einen theoretischen Kanon von Kommunikationstheorien in der Deutschdidaktik	435
Werner Wintersteiner: „Worüber ihr nicht reden wollt, darüber sollte man streiten.“ Plädoyer für einen transkulturellen Kanon der Literaturdidaktik	447
Ernst Seibert: Jugendliteratur in transkultureller Sicht. Anmerkungen zu Kanonfragen einer Literatur mit verminderter Halbwertszeit	461





## Zur Tagung der Österreichischen Gesellschaft für Germanistik in Olmütz/Olomouc

Die Tagungen der Österreichischen Gesellschaft für Germanistik sind nicht bloß Explorationen zu einem Thema, sie sind auch Orte und Zeiten der Begegnung mit den Fachkolleginnen und Fachkollegen. Man lernt nicht nur neue Themen, neue Ansichten zu alten Themen, sondern auch neue Kolleginnen und Kollegen aus der Branche kennen und bekommt – aus Vorträgen wie aus Pausengesprächen - einen Eindruck davon, was im Fach vor sich geht, vielleicht auch voran geht. Alle zwei Jahre, so ist die stille Regel, treffen wir uns mit einem Germanistenverband aus der Nachbarschaft.

Nach den Tagungen in Ljubljana (2001), Udine (2003) und Opatija (2005) haben wir uns 2007 selbst in Olmütz eingeladen, und die Olmützer Germanistik mit ihrer fulminanten Chefin Ingeborg Filalová an der Spitze hat diese Zumutung mit der sprichwörtlichen slawischen Gastfreundschaft aufgenommen und mit großem organisatorischen Geschick durchgeführt. Eine Woche zuvor hatte sie ganz Mitteleuropa zu Gast, sodass ihr die österreichische Delegation wie ein Dessert nach der Hauptspeise vorkommen musste. So hofften wir zumindest und wollten es an Süße nicht fehlen lassen.

Die Gedanken schweifen nicht zufällig ins Kulinarische ab, wenn von Olomouc die Rede ist (und in der fachlichen Legendenbildung die Rede sein wird). Schweinernes, gebratene Gänse und reichlich Knödel mit Kraut verliehen den Kanondebatten Solidität und Erdgebundenheit, brausendes Bier regte die Spekulation an. Den Gastgeberinnen sei Dank. Die „Aktion Österreich-Tschechien“, vertreten durch Herrn Walter Persché, ehrte das Symposium durch seine Anwesenheit, großzügige Gastlichkeit und finanzielle Unterstützung.

Über der Veranstaltung lag aber auch der Schatten des Todes von Alfred Ebenbauer. Zur Tagung der ÖGG in Opatija hatte er einen glänzenden Vortrag beigesteuert. Mein letztes Gespräch mit ihm hatte die Tagung in Olmütz zum Gegenstand. Es war am Telefon, es begann mit seiner Bitte um Rat und war eigentlich eine Klage. Geraten habe ich ihm, an dieser Tagung doch einen Vortrag zu halten, und er hat schließlich auch ein Thema genannt. Seine Klage hat mich ratlos gemacht und bestürzt. Diese Bestürzung und diese Ratlosigkeit, der Widerspruch zwischen Erinnerung und Gegenwart, zwischen der strahlenden Erscheinung, die Alfred Ebenbauer sein konnte, und der Düsterei seines Todes hat auch diese Tagung geprägt.

Wir werden Alfred Ebenbauer in ehrendem Gedächtnis behalten.

Hubert Lengauer

# Editorial

Die Jahrestagung der Österreichischen Gesellschaft für Germanistik in Olomuc/Olmütz im Herbst 2007 hatte ein wohl kanonisches Thema der Germanistik zum Thema: den Kanon. Ein Thema, das zu Überdruß, Ablehnung und in periodischer Wiederkehr zur Bekräftigung seiner Relevanz für alle Bereiche der Germanistik reizt. Der vorliegende Tagungsband bildet die Vielfältigkeit des Themas ebenso ab wie seine Spannungsfelder.

Die Tagung in Olmütz wurde von der traurigen Nachricht des Ablebens von Alfred Ebenbauer überschattet, der ursprünglich in Olmütz als Vortragender erwartet wurde. Florian Kragl verfasste einen Nachruf an den Lehrer, Kollegen und Freund.

Dezidiert **Grundsätzliches, Theoretisches, Einleitendes** bieten die ersten sieben Beiträge des Bandes, wiewohl jeder der Texte in diesem Band eine Art Arbeit am Grundsätzlichen darstellt, was in der Natur des Themas liegt.

Roland Duhamel stellt Überlegungen zu den Grundfunktionen und Legitimationen von Kanones an. Dass die Kanonbildung nicht nur eine Frage der Ästhetik ist, sondern im Wechselspiel von ökonomischen und gesellschaftlichen Bedingungen geschieht, erörtert Clemens Ruthner und diskutiert diverse Definitionsversuche. Sigurd Paul Scheichl bespricht die Faszination und Problematik des Kanonentwurfs von Harold Bloom. Das Ergebnis ist eine pragmatische Sichtweise, die Kanones einerseits als Orientierungshilfen versteht, andererseits jedoch das Nicht-Kanonisierte als notwendige Opposition zum Kanon betont.

Interessant ist nicht nur, *was* rein kommt in den Kanon, interessant ist natürlich auch, *wie* es reinkommt. Eva Schörkhuber stellt den Literaturnobelpreis als einen solchen Weg in den Kanon dar, mit Informationen rund um Bedingungen, die erfüllt sein müssen, um einen Autor, eine Autorin auf diese „kanonische Vorstufe“ zu heben. Dass die Nominierung und letztlich die Verleihung des Nobelpreises neben ästhetischen auch eminent politische Aspekte aufweisen, wird im Überblick über die Geschichte des Preises und das Procedere der Preisvergabe deutlich.

Auch Christian Schacherreiter hinterfragt Prozesse der Kanonisierung und stellt sie in einer tagesaktuellen Form vor: in der Ranking-Liste.

Jürgen Eder schließlich befasst sich mit der Frage, wann und unter welchen Bedingungen neueste Literatur in den Kanon aufgenommen wird und unter welchen Bedingungen sie möglicherweise im Kanon bleibt.

**Dritten, Draußen, Zentren und Peripherien** gehören zu den lokalen Bestimmungen, die die Kanondiskussion mittragen. Verortung, Einschluss, Ausschluss und Definition bilden die fortwährenden Kristallisationspunkte der Kanondebatte.

Im Vergleich von so genannter Heimat- und so genannter Frauenliteratur arbeitet Ruth Esterhammer die Wirkung literarischer Etiketten auf die Kanonisierung heraus. Dass Literatur von Frauen im Kanon nur selten und meist nur über komplizierte Umwege verankert werden kann, stellt Evelyne Polt-Heinzl detailliert u.a. am Beispiel von Elfriede Jelinek dar und kommt zum Ergebnis: „Es ist für die Herren immer noch schwer erträglich, wenn Frauen, was Können, Bedeutsamkeit und internationale Reputation betrifft, an ihnen vorbei ziehen, gar bis nach Stockholm.“

Anna Babka stellt in ihrem Beitrag die Verbindung von Postkolonialer Theorie und Queertheorie her und beschreibt die möglichen Konsequenzen für den germanistischen Deutungskanon. Marina Rauchenbacher zeichnet Kanonisierungsprozesse am Beispiel der „Literarisierung Vincent van Goghs“ nach. Die Interferenzen zwischen Bildender Kunst und Literatur und die damit verbundenen kommerziellen Aspekte werden anhand berühmter, „kanonischer“ Bilder des Malers erläutert.

Friedrich G. Klopstocks Position im Kanon ist das Thema des Beitrages von Martin A. Hainz. Heines Ausschluss aus dem Kanon wird von Dietmar Goltschnigg erörtert. „Wie man außerhalb des Kanons bleibt“, ist eine Frage, die nicht oft gestellt wird. Günther Stocker stellt sie allerdings und liefert die Antwort am Beispiel des Werks von Reinhard Federmann.

Georg Pichler geht der Frage nach, ob es einen Kanon österreichischer Literatur in Spanien gibt und präsentiert teils überras-

schende Information darüber, wie sich Perspektiven auf hierzulande kanonische Literatur im nicht so weit entfernten Ausland verschieben. Die im fremdsprachigen Ausland entstandene Literatur in deutscher Sprache, geschrieben unter den Bedingungen des Exils, ist das Thema von Michael Rohrwasser. Die äußerst unterschiedlichen Bedingungen der Literaturproduktion im Exil führen ihn zu der Frage, ob es einen Kanon der Exilliteratur überhaupt geben kann und wenn ja: wie er beschaffen sein könnte.

Primus-Heinz Kucher unterzieht die Rezeption und Bearbeitung der Ghetto-Literatur einer kritischen Revision, bezogen auf die Kontur dieser Literaturgattung und auf die Notwendigkeit, sie aus ihrer randständigen Position zu rücken.

Eine „literaturhistorische Perspektive“ auf das Werk von Ingeborg Bachmann liefert Eva Höhn, vornehmlich unter Berücksichtigung der von Sigrid Weigel vermuteten Rezeption Lacans durch Bachmann. Die so rekonstruierten Querbezüge zu Psychoanalyse und Sprachkritik ermöglichen eine veränderte Sicht auf die Schriftstellerin und ihre Textproduktion und somit auf ihre Position in einem möglichen Kanon der Gegenwartsliteratur.

Der folgende Abschnitt ist der **Mediävistik** gewidmet. Prozesse der (Selbst-)Kanonisierung beschreibt Manfred Kern am Beispiel von Walther von der Vogelweide und dessen Nachruf auf Reinmar. Von den Schwierigkeiten, mittelhochdeutsche Mären zu kanonisieren, bzw. von den Widerständen dagegen und von deren „offensichtlicher Kanonresistenz“ handelt der Beitrag von Andrea Moshövel; um die Grenzziehung, die Entscheidungsprozesse zwischen Kanonisierung und Ausgrenzung kreist auch der Beitrag von Johannes Keller, der sich hier speziell auf die Gattung der mittelalterlichen Kurzgeschichte konzentriert.

Ein Mittel der Selbstkanonisierung, der Einschreibung in die Reihe der (vermeintlich) Besten war der so genannte Dichterkatalog; Florian Kragl beschreibt diese Technik am Beispiel von Rudolf von Ems. Kristýna Slámová schließlich zeigt anhand des Vergleichs von Wolframs „Parzival“ und Tankred Dorsts „Merlin“, wie der (kanonische) Stellenwert eines Werkes in diversen Kanones über intertextuelle Bezüge und Transformationstechniken perpetuiert werden kann.

**Sprachwissenschaft, Sprach- und Literaturdidaktik** bilden die abschließende Sektion des vorliegenden Bandes. Lenka Vaňková thematisiert in ihrem mediävistischen Beitrag „Deutsch als Sprache der Fachkommunikation in Böhmen und Märhen“. Alena Lejsková stellt die Frage nach den Inhalten der linguistischen Curricula an Hochschulen, vor allem vor dem Hintergrund des Bologna-Prozesses und der sich verändernden Ansprüche an die Kompetenzen von StudienabgängerInnen. In eine ähnliche Richtung zielen die Überlegungen von Maria Winkler, die die Notwendigkeit von Wissenschaftsgeschichte als Teil des sprachwissenschaftlichen Kanons verstanden wissen will und für eine entsprechende Erweiterung der linguistischen Curricula plädiert.

Inwieweit sprachwissenschaftliche Theoriebildung Prozessen der Kanonisierung unterliegt, untersuchen die folgenden beiden Beiträge: Paul Rössler stellt einen Vorschlag zur Periodisierung der deutschen Sprachgeschichte vor, der eine Synthese gängiger Ansätze darstellt. Jürgen Struger stellt die Frage nach den kommunikationstheoretischen Grundlagen der Fachdidaktik des Deutschen und ortet einen „heimlichen Theorie-Kanon“, der die Komplexität des fachdidaktischen Handelns zuweilen ungebührlich reduziert. Wie soll ein Kanon für die Schule eigentlich aussehen, nach welchen Kriterien soll er gestaltet sein und auf welchen (pädagogischen, didaktischen) Grundsätzen soll er beruhen? Werner Wintersteiner warnt vor der Gefahr von einseitigen, national orientierten Kanonansätzen und plädiert für einen transkulturellen Kanon. Ebenfalls aus transkultureller Perspektive bespricht Ernst Seibert Kanonfragen, jedoch mit dem speziellen Fokus auf Jugendliteratur.

Kanonisch bleibt der Zweifel an Gewissheiten, und die offensichtlich einzige Konstante an den Kanones ist ihre Veränderung. Dieser Band soll einen Beitrag zur gegenwärtigen Diskussion leisten. In diesem Sinne wünsche ich Ihnen eine anregende und informative Lektüre.

Jürgen Struger

# Nachruf auf Alfred Ebenbauer (1945–2007) für die ÖGG-Tagung in Olmütz, 20.–23. September 2007

von Florian Kragl, Wien

Im Jahr 493 eroberte Theoderich der Große – der in der deutschen Heldensage Dietrich von Bern heißt – Oberitalien; Ostrom akzeptierte ihn wenig später als ‚Verwalter‘ des weströmischen Reichs. „Einen lange anhaltenden Frieden erreichte [er] durch gleichwertige [...] Behandlung römisch-italischer und germanischer Vasallen und Beamten. [...] [Theoderich schaffte eine] weitgehend friedliche Koexistenz zwischen der noch immer reichen italischen Senatsaristokratie und den Ostgoten [sowie von Katholiken und Arianern] [...]. [Er] ließ [...] zahlreiche Bauten errichten bzw. erneuern [...]; auch in Rom wurden noch einmal umfangreiche Erneuerungen an den antiken Bauwerken vorgenommen. In der Verwaltung knüpfte Theoderich weitgehend nahtlos an die römische Praxis an; [...] zahlreiche Römer (zum Beispiel Cassiodor) dienten dem König in hohen Verwaltungssämtern; zum Teil auch als Feldherren.“

Was ich Ihnen soeben vorgetragen habe, lässt sich in modernen Lexika über den ‚großen‘ Ostgoten nachlesen – doch ich hatte das Glück, diese Information, natürlich dann in anderen Worten, von Alfred Ebenbauer erzählt zu bekommen. Das war an einem Frühlingsabend 2006, irgendwo in einer heruntergekommenen Pizzeria in Venezia Mestre, wo ein Grüppchen Wiener Altgermanistinnen und Altgermanisten das letzte Abendessen feierte, nachdem sie sich eine knappe Woche auf den Spuren Dietrichs von Bern befunden hatten. Es war ein lustiger, berauschter und berauschender Abend – und irgendwann ist Alfred Ebenbauer ins Erzählen gekommen, das er beherrschte wie kein anderer: hat erzählt von zwei ‚Großen‘ der mittelalterlichen Geschichte, die ihn sein gesamtes Forscherleben über begleitet haben: Theoderich und Karl. Hat erzählt von ihren Erfolgen, Eroberungen und von ihren steilen Karrieren – hat erzählt von ihrer Toleranz gegenüber dem Altherge-



brachten, von ihren versöhnenden politischen Strategien und von ihrem souveränen Auftreten. Doch je länger er erzählt hat, desto mehr sind diese beiden historischen Figuren – desto mehr ist dieser Theoderich meiner Einleitung zu einem Abbild Alfred Ebenbauers geworden: zu einem Bewahrer und Erneuerer zugleich, zu einem konservativen Reformier.

Alfred Ebenbauer hat, so denke ich wenigstens, diese Parallelisierung nicht bewusst vorgenommen. Und umso ‚verräterischer‘ war sie – so verräterisch und offensichtlich, dass man nur noch die positiven Inhalte ändern musste, um von den reaktionären Revolten Theoderichs und Karls zu denjenigen eines anderen ‚Großen‘ zu kommen: zu denen von Alfred Ebenbauer. Er hat diese inhaltlichen Ersetzungen damals nicht vorgenommen – ich will das kurz nachholen:

\*\*\*

Erneuerer und Bewahrer – das war Alfred Ebenbauer zuallererst in der Universitätspolitik. Die meisten von Ihnen wissen das viel besser als ich, der ich Alfred Ebenbauer erst gegen Ende seiner universitätspolitischen Karriere kennen gelernt habe. Und man kann es in den zahlreichen Nachrufen und Würdigungen nachlesen: dass er immer für eine demokratische Organisation der Universitätslandschaft eingetreten ist, sich als Kind des UOG 75 bezeichnet hat, den Studierenden gegenüber nie als autokratischer Ordinarius auftrat – dass es aber auch derselbe Alfred Ebenbauer war, der schließlich die Gremienuniversität zusehends als Lähmung empfunden hat und nach hierarchischen Strukturen schielte, der dem UOG 2002 durchaus positive Aspekte abgewinnen konnte; – der Wert darauf legte, dass die feierliche Inauguration des Rektors mit seinem Rektorat wieder eingeführt wurde. Ebenbauer wollte die Talare von ihrem Muff entstauben und tragen zugleich.

Erneuernd und bewahrend war Alfred Ebenbauer auch als Wissenschaftler – noch vor, während und nach seiner Politkarriere. Damit meine ich nicht bloß, dass Ebenbauer mit einigen seiner frühen Arbeiten bestimmte Themen bzw. Texte in der Altgermanistik überhaupt erst ‚salonfähig‘ gemacht hat – z. B. die späten

Minne- und Aventiureromane, die ‚Krone‘ Heinrichs von dem Türlin oder das Mythos-Problem. Damit meine ich vor allem, wie es Alfred Ebenbauer gelungen ist, seine eigene fachliche Herkunft kritisch zu bewältigen: Sein Lehrer, zu dem er auch persönlich eine enge Bindung hatte, war Otto Höfler, der – wie Ebenbauer immer sagte – eine der niedrigsten SA-Nummern in Österreich führte und dessen Habilitationsschrift in SS-Kreisen verehrt worden war. Ebenbauer musste das, was uns heute so selbstverständlich scheint, erst selbstverständlich machen: den kritischen Umgang mit der fachlichen Vergangenheit, mit den Thesen und Fragestellungen eines Ewiggestrigen. Er hat es sich dabei nicht leicht gemacht und Höflers Themen einfach *in toto* verworfen. Bis zuletzt hat Ebenbauer versucht, Ideologisches von Fachlichem abzulösen, nicht zuletzt mit Blick auf Höflers Arbeiten zu Theoderich dem Großen. Ob ihm das gelungen ist, sei dahingestellt. Das ist auch gar nicht wesentlich: wesentlich ist, dass in diesem Reflexionsprozess Neues entstanden ist. Die letzte von ihm organisierte Tagung, das 9. Pöchlerner Heldenliedgespräch zum Thema „Heldenzeiten – Heldenräume“, ist nur eines der vielen Ergebnisse. Erneuernd und bewahrend, undogmatisch aber nicht gezwungen *trendy*, war auch Ebenbauers Arbeitsweise, die ich in den letzten Jahren sehr intensiv kennen gelernt habe: Neben dem Reallexikon für Germanische Altertumskunde oder Richard Heinzels 100seitiger, konsequent absatzloser Datensammlung zur Ostgotischen Heldensage von 1889 hatte Ebenbauer immer auch ‚Wikipedia‘ am Bildschirm – aus der ich übrigens eingangs zitiert habe, als von Theoderich die Rede war.

Erneuern und bewahren – wenn ich an Alfred Ebenbauer als Freund und Kollegen denke, kann ich gegen jede rhetorische Regel nichts mit dem Pathos dieses Begriffspaars anfangen. Mit der aporetischen Struktur des Begriffspaars aber sehr wohl: Alfreds Widersprüchlichkeit – sie war kein Problem, sondern eine Gabe. Das gilt freilich schon für Uni-Politik und Wissenschaft, wo seine oft unkonventionelle Kombination von scheinbar Unvereinbarem Neues angeregt und Altes bewegt hat. Das gilt aber ganz besonders für den Umgang mit anderen, egal in welchem Amt, in welcher Funktion, ob dienstlich oder privat (was bei seiner kollegialen

Art ohnehin kaum zu unterscheiden war): So ist es ihm gelungen, Konflikte zu entschärfen, Spannungen zu lösen – nicht durch Synthesen oder radikale Schnitte, sondern indem er gezeigt hat, dass sich Widersprüche auch leben lassen.

Das klingt geschwollen, ich habe nur Zeit für ein Aperçu, das ich aus Helmut Birkhans Rede zu Alfreds 60er klause: Niemand konnte loben wie Ebenbauer – er hat auch kaum eine Gelegenheit dazu ausgelassen. Er hat aber nie vergessen, am Schluss seiner Laudationes ein verschmitztes Lächeln aufzusetzen und mit einer gehörigen Portion Zynismus zu sagen: Aber man darf nicht zu viel loben, sonst werden die jungen Leute noch großkopfert! Ich will sagen: Alfred Ebenbauer liebte Bud Spencer und Terence Hill mit der gleichen Hingabe wie Marcello Mastroianni.

Vielleicht ist das der Grund, weshalb ich niemanden kenne, der Alfred Ebenbauer nicht geschätzt und gemocht hätte: dass er selbst (fast) alle geschätzt und gemocht hat. Rektor Winckler hat in seiner Rede bei Ebenbauers Verabschiedung, aber auch früher schon, Alfred einen „großen Kommunikator“ genannt – und Alfred Ebenbauer war darauf unglaublich stolz.

\*\*\*

Stolz – auch das war Alfred Ebenbauer. Mehr sogar als die meisten. Eine unstillbare Gier nach Anerkennung und Bestätigung trieb ihn an. Sie alle kennen seine kometenhafte Karriere: Dissertation *sub auspiciis Praesidentis rei publicae* mit 25, Habilitation mit 32, Ordinarius mit 35, Dekan mit 40, Rektor mit 44 – um nur die wichtigsten Daten zu nennen. Das war der ehrgeizige Alfred Ebenbauer, der E-Mails mit Gwalchmei – das ist kymrisch für Gawein, den arthurischen Musterritter – unterschrieb, der autoritäre Ebenbauer, der unkontrollierte Wutausbrüche ebenso kannte wie verzweifelte Weinkrämpfe. Das ist jener rastlose Ebenbauer, der sich so schwer mit dem Vermittler Ebenbauer zusammendenken lässt. Alfred Ebenbauer wusste um die Gefahren des narzisstischen Stolzes, hat darüber auch offen gesprochen. Er wusste darum genauso, wie er auch wusste, dass dieser Theoderich, von dem er in der Pizzeria in Venezia Mestre erzählte, nur die Sonnenseite des

Ostgotenkönigs darstellt – der nicht nur Bewahrer und Erneuerer, sondern auch ein unerbittlicher Machtmensch war. Und dennoch ist es Alfred Ebenbauer nicht gelungen, dieses Wissen emotional umzusetzen, was ihn in eine schwere Depression führte. Letzten Endes ist er an den hohen Ansprüchen, die er sich selbst in selbstzerstörerischer Weise gesetzt hatte, zerbrochen und jenem Stolz – vor dem er sich, mich und andere gewarnt hatte – erlegen.

\*\*\*

Alfred Ebenbauer wollte hier, bei der Tagung der Österreichischen Gesellschaft für Germanistik, einen Vortrag über das Phänomen des ‚Nationalepos‘ halten. Bei einer Tagung, an der er zunächst gar nicht teilgenommen hätte. Dass er dann doch kommen wollte, hat mit diesem Stolz zu tun – er fühlte sich von einigen Kolleginnen und Kollegen, mich eingeschlossen, ausgegrenzt, weil wir uns angemeldet und ihn nicht ausreichend darüber informiert hatten. Sein Zorn über diese unglückliche Konstellation war bald meistens verflogen – was blieb, war sein Ehrgeiz, jetzt erst recht zu kommen und einen brillanten Vortrag zu halten. Er wollte es den jungen zeigen.

Und ich glaube, er hätte es uns gezeigt. Sein Vortrag, dessen Disposition er immer wieder mit mir besprochen hat, wäre wohl Ebenbauer *at his best* geworden: ein ‚altes‘ Thema. *Sein* Thema: Wozu gibt es Nationalepen, was macht Heldenepen zu Nationalepen, wie werden Texte dabei ideologisch vereinnahmt. Ich hatte den Eindruck, dass er bei der Arbeit an diesem Vortrag die Lust an der Wissenschaft wiedergefunden hatte, die er z. T. selbst verloren glaubte – was ihm schwer zu schaffen machte. Vielleicht hat er sich erinnert an das, was er am Ende seiner Dankesrede anlässlich der Feier seines 60. Geburtstages, am 13. Oktober 2005, im Festsaal der Universität Wien mit Tränen in der Stimme gesagt hat:

„Schon als Gymnasiast musste ich in den Sommerferien arbeiten gehen. Nach meinem ersten Studienjahr jobbte ich in der Kartonagenfabrik Judenburg in der Steiermark. Acht Stunden täglich an einer Maschine, immer derselbe Handgriff. Ich habe das nur

überstanden, weil ich Vokabeln und Formen für die Altgriechisch-Matura hier an der Uni lernte: der Zettel lag auf der Maschine. Manchmal habe ich mir im Kopf auch eine ganze Oper vorgespielt. Fließband-Arbeit gehört zum Entsetzlichsten, was ich kenne: entfremdete Arbeit. Warum ich das erwähne? Weil ich es als mein und unser aller ungeheures Privileg empfinde, nicht am Fließband stehen zu müssen. Wir gehören einer Institution an, die uns Freiheit, Erfüllung und sinnvolle Arbeit ermöglicht, einer Institution, der ‚Universität‘, die zu den großen Erfindungen der Menschheitsgeschichte gehört.“

Es ist schade, dass uns Alfred Ebenbauer seinen Vortrag, der ihm so sehr am Herzen lag und an dem er bis zuletzt gearbeitet hat, nicht mehr halten kann; und es ist unendlich traurig, dass er nicht mehr unter uns ist. Die letzte Fassung seines Vortragfragments datiert vom 9. August 2007. Zwei Tage später, am 11. August 2007, hat sich Alfred Ebenbauer das Leben genommen.